

Lucinda Berry

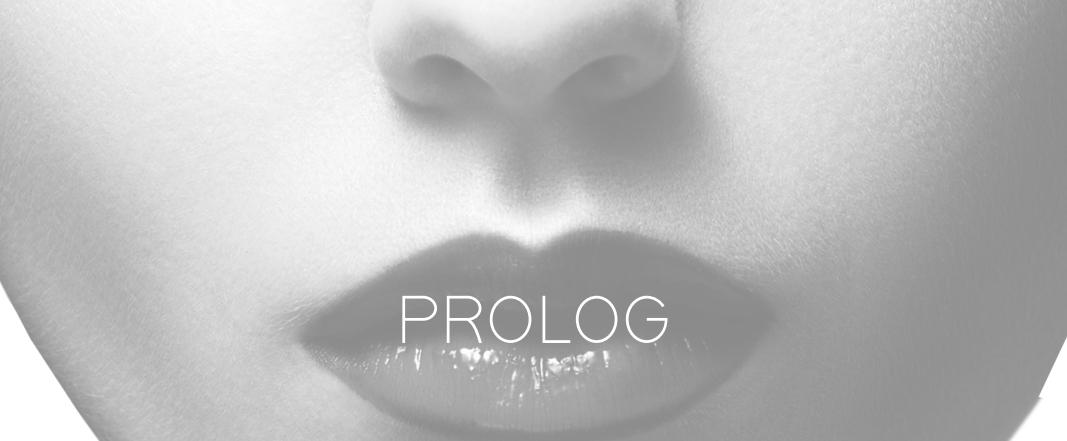
Was du mir verschweigst

Übersetzt von Lara Gathmann und Melina Blankenburg

WAS
DUMIR
VERSCHWEIGST
LUCINDA BERRY

THRILLER
VAJONA

Für alle Überlebenden häuslicher Gewalt



PROLOG

Ein lauter Knall lässt mich aufschrecken und ich drehe mich sofort genervt zu meinem Mann Paul. »Findet heute Abend wieder ein Feuerwerk im Village statt?« Wir haben gerade die neu-este Folge von *Succession* begonnen, und ich muss genau auf-passen, nicht den Anschluss zu verlieren. Doch das kann ich nicht, wenn in den nächsten dreißig Minuten ein Feuerwerk statt-findet.

Er zuckt mit den Schultern, streicht sich das braune Haar aus der Stirn und steckt es sich hinter die Ohren. »Ich glaube nicht. Ich dachte eigentlich, sie wären nach Spring Break damit durch.«

Das Village ist das Outdoor-Einkaufszentrum im Zentrum unserer engmaschigen Vorstadtgemeinde, und dort finden ständig Veranstaltungen draußen statt. Die meisten davon enden mit einem Feuerwerk.

»Ich hoffe wirklich, dass es so ist.« Ich habe mich schon die ganze Woche auf diesen Abend gefreut. Obwohl Paul und ich zusammen arbeiten, haben wir seit fast drei Wochen keine Zeit mehr allein miteinander verbracht. Eine Welle des Verlangens durchzuckt mich. Kaum zu glauben, dass ich mich nach mehr als zwanzig gemeinsamen Jahren immer noch zu ihm hingezogen fühle, aber er ist jetzt noch heißer als zu unserer High-schoolzeit.

»Es ist –« Ein weiterer Knall zerreißt die Luft und unterbricht ihn.

»Das klang *wirklich* wie ein Pistolenschuss.« Furcht kriecht mir den Rücken hinauf. Mein Mund wird augenblicklich trocken. Ich

will aufstehen, doch Paul zieht mich zurück auf die Couch. »Es war eine Pistole, nicht wahr?«

Er schüttelt den Kopf. »Ich bin mir sicher, dass es keine war, aber beruhige dich erstmal und warte einen Moment, bevor du wie eine Verrückte durch das Haus rennst.«

»Sollen wir Reese holen?« Ich deute nach oben. Wir haben unseren jüngsten Sohn Reese für die Nacht in sein Zimmer verbannt und Sawyer schläft bei seinem besten Freund Caleb.

»Nein, ihm geht es gut. Wahrscheinlich hat er mit seinen Kopfhörern nicht mal was gehört, also bezweifle ich, dass er sich überhaupt Sorgen macht.« Er legt seinen Arm um meine Schultern. »Das ist der Grund, warum wir uns von sozialen Medien fernhalten müssen. Diesen ganzen Müll zu lesen, macht uns zu nervös.« Er wartet ein paar Sekunden, bevor er auf der Fernbedienung auf Play drückt und mich auf der Couch wieder an sich zieht. Wir sind bei der Hälfte der Zusammenfassung der Sendung, als wir das Geräusch von herannahenden Sirenen hören.

Diesmal springen wir beide auf.

»Reese!«, schreit Paul. »Komm runter!«

Keine Reaktion.

»Ich hole ihn«, sagt Paul, dreht sich um und läuft donnernd die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

Rote und blaue Lichter blinken durch unsere Wohnzimmerfenster. Die Einsatzfahrzeuge biegen links ab. Sie halten auf die Straße hinter unserer zu.

Die Straße hinter unserer.

Sawyer.

Ich renne zum Esszimmertisch, greife nach meinem Telefon und suche schnell seine Nummer aus meinen Favoriten heraus. Ich warte auf das Klingeln, aber es geht direkt die Mailbox ran. Ich rufe noch einmal an.

Wieder das Gleiche.

Reeses und Pauls Schritte hallen über mir. Ihre gedämpften Stimmen bewegen sich durch das Haus, während ich darauf warte,

dass seine Mailboxnachricht endet, damit ich meine hinterlassen kann. »Sawyer, Schatz, hier ist deine Mom. Ich hoffe, einer von euch hat die Geräusche draußen gehört. Wir glauben, es waren Schüsse, und jetzt sind jede Menge Einsatzfahrzeuge auf dem Weg zu euch. Seid also vorsichtig. Passt auf euch auf, okay? Passt einfach auf euch auf. Bitte, Schatz. Und ruf mich an.«

Ich lege auf, während sich weitere Sirenen nähern und Paul mit Reese herunterkommt. Sein Blick ist wild und sein Videospiel-Headset baumelt um seinen Hals. »Ich gehe rüber, um nach ihnen zu sehen«, sage ich und gehe an ihnen vorbei.

»Wohin? Wovon sprichst du?«, fragt Paul.

»Sawyer geht nicht ans Telefon, und die ganzen Polizeifahrzeuge sind auf dem Weg zu Calebs Straße«, sage ich, ziehe meine Schuhe an und öffne die Haustür. »Ich will nur sichergehen, dass es ihnen gut geht.«

»Du kannst da nicht rausgehen!«, ruft Paul.

»Was ist, wenn da draußen ein verrückter Amokläufer unterwegs ist?«, fragt Reese im selben Moment.

Ich ignoriere sie und trete nach draußen, bevor ich die Tür fest hinter mir schließe. Drei Polizeiautos rasen die Straße hinunter und biegen an der Ecke links ab, wie alle anderen auch. Ich renne los. Die Leute kommen aus ihren Häusern und drängen sich die Straße entlang, während ich an ihnen vorbei sprinte.

Lieber Gott, bitte lass nicht zu, dass meinem Baby etwas passiert.

Um die Ecke. Ich bin fast da. Meine Lunge brennt.

Bitte, Gott.

Rettungsfahrzeuge stehen um Calebs Haus verteilt. Sie sind überall. Der ganze Block ist beleuchtet. Ich renne so schnell ich kann und dränge mich durch die Menschenmassen, die sich draußen versammelt haben, bis ich fast in ihrem Vorgarten bin.

»Ma'am, Sie dürfen nicht näher kommen«, ruft ein Polizist.

»Mein Sohn!« Ich zeige auf das Haus der Schultzes, während Beamte mit dem Wort *SWAT* auf dem Rücken, gelbes Klebeband ausrollen, um das Haus damit abzusperren. »Mein Sohn ist da

drin!« Ich gehe um ihn herum, aber er stellt sich mir in den Weg und breitet seine Arme auf beiden Seiten aus, um eine Barrikade mit seinem Körper zu bilden.

»Es tut mir leid, aber ich kann Sie nicht durchlassen.« Sein Gesicht ist grimmig, in Stein gemeißelt.

»Bitte, er ist in dem Haus.«

Er schüttelt den Kopf. »Sie werden warten und mit meinem Vorgesetzten sprechen müssen.«

Ich kann nicht warten. Wir haben keine Zeit. Adrenalin schießt durch mich hindurch. Ich drehe mich um und renne in die entgegengesetzte Richtung.

Von hinten. Ich werde drum herum laufen. Durch den Garten der Hammonds.

Bitte, Gott, lass mein Baby in Ordnung sein.

Zwei Streifenwagen blockieren die Einfahrt der Hammonds. Ich schleiche hinter den Palmen und an den Sträuchern entlang, bis ich die Veranda erreiche. Ich fühle mich wie ein Flüchtige. Ich renne die Treppe hinauf und klopfe an die Tür. Eloise öffnet sofort, ihren dunklen Bademantel eng um die Taille geschlungen.

»Kendra?« Sie zieht die Augenbrauen hoch. »Was machst du denn hier draußen?«

»El, bitte, du musst mich durch dein Haus und in deinen Garten lassen«, sage ich atemlos, während mein Herz in der Brust hämmert.

Ihr Gesicht ist von Angst erfüllt. »Du kannst nicht in unseren Garten gehen. Die Polizei hat uns angewiesen, drinnen zu bleiben und nichts zu tun. Wir sollen unsere Türen abschließen und auf weitere Anweisungen warten.«

»Sawyer ist da drüber.« Verzweiflung liegt in jedem meiner Worte. »Er hat bei Caleb übernachtet.«

Ihre Hand fliegt zu ihrem Mund. »O mein Gott. Es tut mir so leid, Kendra.«

»Deshalb muss ich da rüber.«

»Das kannst du nicht. Es ist zu gefährlich.« Sie schüttelt den Kopf.

»Ich muss aber.« Ich schiebe sie gegen den Türrahmen und dränge mich an ihr vorbei.

Jemand packt mich von hinten. Muskulöse Arme umschlingen mich.

»Das kann ich nicht zulassen.« Eine tiefe, schroffe Stimme. Derselbe Offizier wie zuvor.

»Bitte, mein Sohn. Ich muss meinen Sohn sehen.« Ich winde mich in seinen Armen. Tränen fließen mir über die Wangen. Rotz rinnt aus meiner Nase.

Sein Walkie-Talkie erwacht zum Leben.

»Gerichtsmediziner sind in fünf Minuten vor Ort. Umgebung abgesichert«, knistert es.

Bitte, Gott, lass es meinem Baby gut geben.



Kapitel 1

Lindsey

Zwei Wochen später

Ich knalle die Müllpresse zu und werfe meinen Teller in die Spüle. Ich bin zu wütend, um zu essen. Mein Handy liegt auf der Granitarbeitsplatte, wo ich es nach Danis SMS liegen gelassen habe. Der Bildschirm ist längst schwarz – zu viel Zeit, in der ich hätte antworten können, aber was sollte ich sagen? Wir haben uns darauf geeinigt, keine Anwälte hinzuzuziehen. Das war Teil des Plans.

Es ist erst ein Tag seit der Beerdigung vergangen. Wie kann sie nur? Aber es ist wahrscheinlich einfacher für sie, sich über Anwälte und solche Dinge Gedanken zu machen, wenn ihr Sohn Caleb heute Abend zu Hause sicher in seinem Bett liegt und unverletzt ist.

Die Krallen des Hundes graben sich in meine Wade. »Lass mich in Ruhe«, schnauze ich, und er zuckt zurück, als hätte ich ihn geschlagen, zieht den Schwanz ein und duckt sich neben meine Füße. »Geh!« Ich zeige auf das Wohnzimmer. Mit hängenden Ohren schleicht er sich unter den Küchentisch, um sich zu verstecken. Ich versuche, Schuld zu empfinden, aber ich bin zu müde. Ich hätte einfach im Krankenhaus bei Jacob bleiben sollen, aber mein Mann Andrew meinte, es sei wichtig, dass ich Zeit mit unseren anderen Kindern verbringe.

Ich werfe einen Blick ins Wohnzimmer – unser offenes Konzept schafft einen perfekten Übergang von einem Raum zum

nächsten. Wyatt liegt auf unserem L-förmigen Sofa und schaut auf dem Flachbildfernseher, der über dem Kamin hängt, Fußball.

Er hat den Kamin angezündet, obwohl es April in Kalifornien ist, als würde uns die Hitze irgendwie gegen das isolieren, was um uns herum passiert. Er konzentriert sich auf das Spiel und bemerkt das Chaos nicht, das seine jüngere Schwester Sutton mit ihren Malbüchern und Buntstiften mitten auf dem Boden anrichtet. Wahrscheinlich kritzelt sie mit dem roten Stift auf den Teppich unter dem Couchtisch, wann immer sie die Gelegenheit dazu bekommt. Das macht sie am liebsten, wenn ich nicht hinschaue. Ich stoße ein verärgertes Seufzen aus. Sie hat mehr Temperament als ihre beiden Teenage-Brüder zusammen, und ich kann heute Abend nicht mit ihr streiten.

Normalerweise wäre Jacob bei ihnen, von dem Spiel gefesselt wie Wyatt oder ausgestreckt auf dem Boden neben Sutton, aber er ist nicht da. Seine Krankenschwestern bereiten sich sicher gerade auf den Schichtwechsel vor, und ich hoffe, dass die neue Schwester daran denkt, ihm Aquaphor auf die Lippen zu schmieren. Sie sind rissig und bluten und bilden fiese Wunden um seinen Atemschlauch. Eine Welle der Traurigkeit lässt meine Knie weich werden und ich lehne mich gegen den Küchentisch, bis sie über mich hinweggespült ist.

Andrew wird wütend sein, wenn ich ihm erzähle, dass die Schultzes einen Anwalt engagiert haben, auch wenn er so tun wird, als ob er es nicht wäre. Er wollte einen Anwalt engagieren, noch bevor wir an jenem Abend mit jemandem gesprochen haben, aber ich habe ihn nicht gelassen. Sawyers Tod war ein schrecklicher Unfall. Genau wie das, was mit Jacob passiert ist. Unsere Jungs haben rumgealbert. Waren betrunken und dumm im Umgang mit einer Waffe. Das ist alles. Niemand sollte verletzt werden. Es würde nicht wie ein Unfall aussehen, wenn wir Anwälte einschalten würden – nur verdächtig. Ich greife nach meinem Handy, um Kendra eine SMS zu schreiben. Seit ich acht war, ist sie immer die Erste, die ich anrufe. Meine Finger halten

auf halbem Weg inne. Nichts hiervon ist irgendwie wichtig für sie.

Ihr Sohn ist tot – er wurde ihr in einem einzigen Augenblick entrissen. Doch alles, woran ich denken konnte, als die beiden uniformierten Beamten mitten in der Nacht vor unserer Tür standen, um uns von der Tragödie zu berichten, war mein eigener Sohn. Ihre Worte waren Floskeln und Phrasen, die wie Flüssigkeit in mich hinein- und wieder aus mir herausfloss, während Panik in meiner Brust hämmerte.

Ein Unfall mit drei Jungs.

Das Krankenhaus.

Einer der Jungen war gestorben.

Aber nicht Jacob.

Er lebte, und die Zeit verging wie in Zeitlupe, als wir ins Krankenhaus fuhren. Ich wollte ihn einfach nur in meine Arme schließen und nie mehr loslassen. Andrew sprach die ganze Zeit nur davon, dass Jacob uns genau erzählen müsse, was passiert war, ehe er mit jemand anderem sprach. Doch all das änderte sich, als wir im Krankenhaus ankamen und ihn sahen. Die Beamten hatten uns gesagt, dass ihm in den Kopf geschossen worden war und er nicht reagierte, aber das hatte uns nicht auf seinen Zustand vorbereiten können.

Er lag unter dem grellen Licht der Intensivstation in einem kleinen Bereich, der durch Vorhänge abgetrennt war. Das ungewohnte Piepsen und Summen der Maschinen, die ihn am Leben hielten, umgab uns. Sein gesamter Kopf war mit dicken Verbänden umwickelt, seine Augen waren zugeschwollen, wie am Tag seiner Geburt. Schläuche führten in und aus seinem Körper. Blut füllte einen von ihnen. Trotz der hektischen Aktivität um uns herum hing eine Art Stille in der Luft. Andrew blieb abrupt hinter mir stehen, unfähig, weiterzugehen. Eine Krankenschwester tippte Zahlen in einen der Monitore ein, die über Jacobs Krankenhausbett hingen. Ich trat nach vorne. »Darf ich ihn anfassen?«, fragte ich mit einer Stimme, die nicht wie meine eigene klang.

»Natürlich.« Sie nickte und deutete auf seinen linken Arm.
»Der ist frei von Kabeln und Geräten.«

Ich ging zur linken Seite seines Bettes. Meine Hände zitterten, als ich seinen Arm streichelte, und versuchte, ihn mit purem Willen dazu zu bringen, aufzuwachen, genauso wie ich ihn als Baby immer in den Schlaf gewiegt hatte. So war es immer gewesen. Ich hasse es, ihn zu verlassen, denn was ist, wenn er aufwacht und ich nicht da bin? Kinder brauchen ihre Mutter, wenn sie krank sind, also muss ich da sein, wenn er seine Augen öffnet. Und er wird seine Augen öffnen. Es ist mir egal, was die Ärzte sagen, und auch ihre blöden Statistiken darüber, wo die Kugel in seinem Gehirn steckt – Jacob wird wieder aufwachen. Er wird das überstehen.

Aber Andrew hat Recht. Wyatt und Sutton brauchen mich genau so sehr wie er. Ich dehne meinen Nacken und versuche, die Spannung in meinen Schultern zu lösen, doch das macht es nur noch schlimmer. Vielleicht schlafen die Kinder schnell ein, wenn ich einen Film anmache. Ich informiere Andrew lieber noch über die Sache mit dem Anwalt, bevor ich mich zu ihnen setze. Es würde ihm nicht gefallen, die Neuigkeiten von jemand anderem zu erfahren. Ich schnappe mir mein Handy und schreibe ihm schnell eine Nachricht:

Du wirst nicht glauben, was passiert ist.



Kapitel 2

Dani

Ich atme den Lavendelduft der Kerzen ein und lasse die Blasen sich über meinen Körper verteilen. Ich gebe mein Bestes, mich diesem gewohnten Ritual der Entspannung hinzugeben, doch ich scheitere. Ich bin durchweg angespannt. Das ist bereits so, seit es mitten in der Nacht an der Tür geklopft hat. Ich kann nicht essen. Ich schlafe nicht. Ich kann mich vor den Kindern kaum noch auf den Beinen halten. Aber das ist nicht einmal das Schlimmste. Es sind die Schuldgefühle, die an mir nagen, denn egal, wie schrecklich ich mich fühle, es ist kein Vergleich zu dem, was Kendra durchmacht.

Lindseys Wut erfüllt unser frisch renoviertes Hauptbadezimmer aus über zwei Meilen Entfernung. Kendra wohnt in der Sackgasse hinter uns, aber Lindsey hat sich geweigert, umzuziehen, als alle anderen es taten. Sie sagte, sie hätte es nicht nötig, das, was sie hat, gegen etwas Besseres einzutauschen, um es so wirken zu lassen, als ginge es ihr nicht um den Preis, aber wir kennen sie besser. Nicht, dass die Distanz heute Abend wichtig wäre. Sie könnte genauso gut auf der Toilette neben mir sitzen und mich in der Badewanne anstarren.

Was sollte ich denn tun? Es ist nicht so, als hätte ich eine Wahl gehabt. Bryan hat mich nicht einmal gefragt. Wie oft haben Lindsey und Kendra mir gesagt, dass ich in meiner Ehe ein Mitspracherecht haben muss? Ich bin genauso wütend auf ihn, wie sie es auf mich ist. Hätte er mir nicht wenigstens bei etwas so Wich-

tigem wie dieser Sache ein Mitspracherecht einräumen können? Er hat mich damit überrumpelt, als wäre es nichts.

»Ted kommt morgen mit uns«, verkündete er, während wir das Abendessen abräumten.

Ich stand mit dem Rücken zu ihm, während ich den letzten Topf schrubbte, sodass er meinen schockierten Gesichtsausdruck nicht sehen konnte. Bevor ich mich umdrehte, setzte ich schnell eine neutrale Miene auf. »Wirklich?«, fragte ich.

»Er nimmt einen Nachtflug kurz nach Mitternacht und landet nicht vor halb fünf heute Morgen. Dann gönnt er sich ein paar Stunden Schlaf in einem der Hotels am Flughafen und trifft uns um acht Uhr auf dem Polizeirevier.« Er zeigte auf den Stapel Tupperware-Deckel in seiner anderen Hand und fragte: »Wo soll ich die hintun?«

Er tut immer so, als ob ich dumm wäre. Als ob er die Bombe, die er in unserer Küche hat platzen lassen, umgehen könnte, indem er das Thema wechselt. Aber ich bin nicht annähernd so dumm, wie er denkt. Oder naiv. Vielleicht war ich das mal, aber jetzt nicht mehr.

Er musste mir nicht sagen, um welchen Ted es ging. Wir haben nur einen Freund namens Ted und Bryan konsultiert ihn bei allen rechtlichen Angelegenheiten, als wäre er auf alle Rechtsgebiete spezialisiert und nicht nur auf gewerbliches Immobilienrecht. Er lebt in Upper Manhattan in einem Junggesellen-Loft, von dem Bryan schwärmt, wann immer Ted ein Bild davon auf Instagram postet.

Single und nie verheiratet gewesen zu sein, ist ein Ehrenabzeichen, das er mit Stolz trägt, und er lässt keine Gelegenheit aus, es in Gesprächen zu erwähnen. Keine seiner Beziehungen hat länger als ein Jahr gehalten, aber er denkt trotzdem, er könnte Bryan Ehe-Ratschläge geben. Das macht mich so wütend, dass ich schon vor Jahren aufgegeben habe, so zu tun, als würde ich ihn mögen. Irgendwann kam er nicht mehr vorbei, aber das hielt Bryan nicht davon ab, mindestens einmal im Jahr einen Weg zu

finden, ihn zu besuchen. Danach kommt er nach Hause und spricht, als würde er es bedauern, verheiratet zu sein und Kinder zu haben. Es dauert immer ein paar Tage, bis er in die Realität zurückkehrt.

Wenigstens übernachtet Ted nicht bei uns. Er ist der letzte Mensch, den ich in meinem Zuhause haben will.

Mir dreht sich der Magen um, wenn ich auch nur an morgen denke. Bis nach der Beerdigung haben die Ermittler sich zurückgehalten, in der unausgesprochenen Übereinkunft, den Verlust der Mitchells zu ehren, doch mittlerweile haben sie ihre Samthandschuhe ausgezogen. Das haben sie deutlich gemacht, als sie Bryan heute Morgen angerufen und ihm von der Waffe erzählt haben.

Wie oft haben wir den Kindern gesagt, dass sie nicht mit der Waffe spielen sollen?

»Was hätte ich denn tun sollen?«, fragte Bryan, nachdem ich mich darüber aufgereggt hatte, dass er mich nicht um meine Meinung gefragt hatte, ob wir Ted mit aufs Revier nehmen sollten. »Du hättest Nein gesagt, auch wenn ich dich gefragt hätte. Versuch gar nicht erst, so zu tun, als ob du es nicht getan hättest.« Er grinste mich höhnisch an. »Du interessierst dich mehr dafür, was deine verdammten Freundinnen denken, als für deine eigene Familie. Die Jungs haben unsere Waffe benutzt, Dani – unsere Waffe. Und die Polizei weiß es.«



Eine intensive Trauer umgibt uns und füllt den Warteraum des Polizeireviers mit dicker, erstickender Energie. Stühle stehen an den Wänden gegenüber der Tür, die ich nicht aus den Augen

lassen kann, weil jeden Moment jemand hindurchgehen und mit dem zermürbenden Prozess beginnen wird, den wir gleich durchlaufen werden. Es ist anders als alle Wartezimmer, in denen ich bisher war. Es gibt keine billigen Kunstdrucke in Rahmen an den Wänden. Keine Tische mit alten Zeitschriften, in denen wir lesen können, während wir warten. Nichts, was uns ablenken könnte.

Kendra und Paul sitzen zusammengekauert in der Ecke. Pauls Arme sind fest um Kendra geschlungen, und ihr kleiner Körper ist in seinem vergraben. Er musste sie stützen, als sie durch die Tür kamen. Ihre Jogginghose schleifte über den Boden, und ihr weites langärmeliges Shirt war mit Flecken übersät. Ich versuchte, Blickkontakt mit ihr aufzunehmen, aber sie hielt ihr Gesicht gesenkt, ihr langes blondes Haar fiel wie ein Schild vors Gesicht. Ich warf Lindsey einen besorgten Blick zu, aber sie wandte sich schnell ab und ignorierte mich, offensichtlich immer noch verärgert über die Sache mit dem Anwalt. Ich habe ihr gestern Abend ein paar entschuldigende SMS geschickt und sie angefleht, mit mir zu sprechen, aber sie hat auf keine davon geantwortet. Und das hätte sie nie getan, wenn sie nicht sauer wäre.

Es fühlt sich an, als säßen wir im Büro des Schulleiters, und ich hasse es, Ärger zu bekommen. Bryan ergreift meine Hand. Seine Handflächen sind schweißnass. Ted ist immer noch nicht da. Wir waren zuerst hier und haben uns auf die Stuhreihe an der rechten Wand gesetzt. Lindsey und Andrew kamen als Nächstes und setzten sich neben uns. Die andere Wand überließen sie Kendra und Paul, als gäbe es eine imaginäre Grenze zwischen den Eltern, die ihr Kind verloren haben, und denen von uns, die es nicht verloren haben. Nur dass diese Grenze vielleicht gar nicht so klar ist.

Tränen füllen meine Augen. Caleb hat letzte Nacht ins Bett gemacht. Das hat er seit dem Kindergarten nicht mehr getan. Er war zu fertig, als dass es ihm peinlich gewesen wäre. Ich habe seine Laken gewechselt und mich dann zu ihm ins Bett gelegt, ihn fest umarmt und mit den Händen durch sein Haar gestrichen, während er schluchzte.

Keiner von uns beiden schlief wieder ein.

Er ist vor vier Tagen aus der Psychiatrie entlassen worden, und seitdem verläuft jede Nacht nach demselben Schema. Seine Albträume reißen ihn aus seinem unruhigen Schlaf, senden markierschüttende Schreie durch das Haus und lassen Panik durch meine Adern schießen, während ich in sein Zimmer renne und Bryan in Lunas Zimmer eilt. Caleb zittert vor Angst in seinem Bett und klammert sich an mich, als würde er in mich hineinkriechen wollen. Meine Bitten sind jede Nacht dieselben, während ich ihn an mich drücke und mein Bestes tue, um ihn zu trösten.

»Bitte, Caleb, sag mir einfach, was passiert ist«, flüstere ich.

Es sind siebzehn Tage vergangen und er hat immer noch nicht gesprochen. Kein einziges Wort.

Nicht einmal in der Nacht des Unfalls, als Miss Thelma ihn blutüberströmt an ihrem Haus vorbeilaufen sah. Sie erkannte ihn sofort, als sie ihn auf der anderen Straßenseite erblickte. Sie geht schon so lange mit ihrem Pudel Mitzi in unserem von Bäumen gesäumten Viertel spazieren, wie er dort mit seinen Freunden spielt. Seit dem Kindergarten hat er mit jedem Flyer für Schulspenden an ihre Tür geklopft und sie mehr als einmal mit seinem Fahrrad fast umgefahren. Sie rief nach ihm, aber er ging weiter, als hätte er sie nicht gehört, also eilte sie den Bürgersteig entlang, um sich zu vergewissern, dass es ihm gut ging. Da sah sie dann sein Gesicht und rief die Polizei. Miss Thelma folgte ihm, ohne etwas zu sagen, bis die Polizei eintraf. Seitdem ist sie nicht mehr mit Mitzi spazieren gegangen. Ihre Tochter kommt jeden Tag, um das für sie zu übernehmen.

Wir haben immer noch keine Ahnung, was in jener Nacht passiert ist. Die Reporter nennen es die schlimmste Tragödie seit den Bränden in Lindell. Die Zeitungen und Medien nennen Caleb »das schweigende Kind«, und einige von ihnen waren so dreist, zu behaupten, er täusche sein Schweigen vor, um sich aus Schwierigkeiten herauszuhalten. Doch sie haben ihn nicht in jener Nacht im Krankenhaus gesehen. Er wurde in einem Rollstuhl in die

psychiatrische Abteilung im sechzehnten Stock gebracht, weil er sich nicht auf den Beinen halten konnte. Andrew und ich trugen ihn praktisch in sein Zimmer, das anschließend abgeschlossen wurde. Die Krankenschwestern erlaubten mir, ihn zu waschen, nachdem die Ermittler alle seine Kleider eingesackt hatten.

Ich legte ihn in die Wanne und badete ihn, wie ich es seit seiner Kindheit nicht mehr getan hatte, indem ich mit dem Waschlappen immer wieder über seinen Körper und sein Gesicht strich. Jeder Teil seines Körpers war schlaff. Seine Arme baumelten wie die einer Puppe hinab. Er sah an die Decke, der Blick starr und leer, während ich das Blut seiner besten Freunde seit der Vorschule von seinem Körper wusch.

Die Eingangstür des Polizeireviers öffnet sich und unterbricht meine Gedanken. Wir drehen alle unsere Köpfe, als Ted in den Raum schreitet. Mit seiner glänzenden Aktentasche und dem Dreiteiler ist er unübersehbar als Anwalt zu erkennen. Er geht geradewegs auf Bryan zu.

»Tut mir leid, dass ich zu spät bin, Kumpel«, sagt er, zieht ein Taschentuch aus seiner Tasche und wischt sich damit die Schweißperlen auf der Stirn, bevor er es mit einer schnellen Bewegung wieder in seine Tasche schiebt.

Paul lässt Kendra los und springt auf. »Du hast einen Anwalt engagiert? Warum hast du einen Anwalt engagiert?«

Bryan macht einen Schritt auf ihn zu und streckt seine Hände in einer friedlichen Geste aus. »Es ist nicht so, wie du denkst, Paul. Er ist nur ein Freund. Er ist –«

»Ein Freund?« Paul verengt die Augen zu Schlitzen. »Jeder von uns hat Freunde, die Anwälte sind.« Er deutet mit der Hand durch den Raum. »Siehst du hier noch andere Anwälte außer deinem?«

Niemand spricht normalerweise so mit Bryan und sein Körper versteift sich sofort. Ich kaue auf meiner Lippe und hoffe, dass er dieses eine Mal den Mund hält. Er atmet tief aus, als ob er seine Wut loslassen würde, und ich atme erleichtert auf.

»Wir dachten, es wäre eine gute Idee«, sagt er.

Das ist nicht das, was wir geprobt haben. Er sollte sagen, dass Ted ein Freund der Familie ist und uns allen helfen solle, weil wir zu emotional seien, um klar zu denken, zu nah an der Situation, sodass wir jemanden bräuchten, der rational für uns denkt. Das war die Erklärung, die wir geplant hatten.

»Ihr dachtet, es wäre eine gute Idee?« Wut strahlt von seinem Körper aus, verzerrt seine vertrauten Gesichtszüge zu denen eines Mannes, den ich nicht wiedererkenne.

Lindsey stupst Andrew an, und er steht auf, um auf sie zugehen. »Kommt schon, Leute. Erinnert euch daran, warum wir hier sind«, sagt er und umfasst ihre Arme, sodass sie ein schiefes Dreieck in der Mitte des Raumes bilden.

Bilder von den dreien, wie sie so nah beieinander stehen, schießen mir durch den Kopf – all die Familienurlaube, Schulveranstaltungen, Baseballspiele und Spielverabredungen im Laufe der Jahre. Kendra, Lindsey und ich hatten so viel Glück. Wir haben das Leben gelebt, von dem wir schon als kleine Mädchen bei Übernachtungen unter der Decke geträumt haben. Wir haben immer davon gesprochen, in der Stadt zu leben, in der wir aufgewachsen sind, tolle Männer zu heiraten und unsere Kinder gemeinsam großzuziehen. Und wir konnten es gar nicht fassen, dass unsere drei ältesten Jungen sich so nahe standen wie wir selbst, als wir aufwuchsen. Wir wussten, wie gut wir es hatten und wie glücklich wir uns schätzen konnten, dass unsere Männer so gut miteinander auskamen.

Was wird jetzt mit uns geschehen?

»Hey, hey, hey«, unterbricht Ted ihn, der auch wie ein Anwalt klingt, und ich hasse ihn dafür. Er zögert nicht lange und stellt sich zwischen Bryan und Paul. »Lasst uns alle einen Schritt zurücktreten und uns beruhigen.«

Gerade als Paul zum Sprechen ansetzt, geht die Tür auf und ein Detective betritt den Raum. Alle erstarren. Es ist Detective Locke, derselbe Detective, der auch im Krankenhaus war. Er trägt ein weißes Hemd, das bis oben hin zugeknöpft ist, eine dunkle

Krawatte und ein passendes Jackett dazu. Sein Vorname ist mir entfallen, obwohl ich mir ziemlich sicher bin, dass er im ersten Jahr in der Highschool in meinem Algebra-Kurs war.

»Alles in Ordnung hier?«, fragt er und scannt den Raum, ohne auch nur einen von uns anzulächeln.

Die Männer tauschen unbeholfene Blicke. Ich versuche noch einmal, Lindseys Blick einzufangen, aber Bryans Körper versperrt mir die Sicht. Detective Locke deutet auf Paul. »Fangen wir mit Ihnen und Ihrer Frau an.«